

Der blinde Fleck der Soziologie

Das Leben wird besser, doch niemand spricht darüber

Martin Schröder

Was ist das Problem?

Jede Disziplin hat ihre *déformation professionnelle*. Ökonomen wird Marktenthusiasmus nachgesagt, Soziologen eine besonders kritische Sicht auf gesellschaftliche Verhältnisse (Zima 2010: 18). Sei es Webers Diagnose eines Kapitalismus als stahlhartes Gehäuse (Weber 1995: 354), Durkheims Sorge vor moralischer Desintegration (Durkheim 1999: 21) oder Marx Beschreibung kapitalistischer Ausbeutung (Marx 1966: 280), die Soziologie ist seit ihren Anfängen eine »Krisenwissenschaft«. Auch in der kontemporären Soziologie dominieren Krisendiagnosen: »Gesellschaft wird als chaotische, unübersichtliche, inkonsistente, desorientierte Gesellschaft apostrophiert – in wenigen Belangen sind sich Soziologinnen und Soziologen so einig« (Prisching 2018: 16; vgl. ebenso Preunkert 2011: 432).

Für prominente Soziologen wie Zygmunt Bauman ist Fortschritt gar eine »Bedrohung durch unablässige, unausweichliche Veränderung, die statt Ruhe und Frieden nichts als Dauerkrisen und Anspannung verheißt und uns keine Pause gönnt« (Bauman 2008: 20). Gesellschaftswissenschaftler wie John Gray halten den Glauben an Fortschritt gar für einen gefährlichen, quasi-religiösen Kult, der die Menschheit daran hindert, ihre katastrophale Lage wahrzunehmen (Gray 2004: 17). Doch ist Fortschrittsskepsis nicht auch eine Stärke der Gesellschaftswissenschaften? Sollten Soziologinnen und Soziologen nicht auf Fehlentwicklungen hinweisen?

Regelmäßig frage ich meine Studierenden: Wievielmals mehr Einkommen hat ein Deutscher, der es in die reichsten 10 Prozent der Gesellschaft schafft, gegenüber einem Deutschen, der noch knapp in den untersten 10 Prozent ist? Einige vermuten, jemand am 90. Perzentil habe 50-mal mehr als jemand am 10. Perzentil, andere gehen sogar vom 100-, 200- oder 400-fachen aus. In Wirklichkeit hat nach den letzten Daten der Luxembourg Income Study ein Deutscher am 90. Perzentil 3,74-mal so viel Nettoeinkommen wie einer am 10. Perzentil. Doch fast ausnahmslos schätzen Studierende die Ungleichheit weitaus höher ein, als sie tatsächlich ist.

Mit ihrer zu pessimistischen Einschätzung sozialer Probleme sind meine Studenten nicht alleine. Laut einer von Oxfam¹ in Auftrag gegebenen Umfrage gehen 92% aller Deutschen davon aus, dass die weltweite Armut gleichgeblieben oder angestiegen ist (Lampert, Papadongonas 2016). Tatsächlich lebte selbst vor 16 Jahren noch über ein Viertel der Menschheit in absoluter Armut, während es heute noch circa 10% sind (Cruz et al. 2015: 2; Worldbank 2018). Selbst Oxfam, eine NGO, die Menschen für weltweite Armut sensibilisiert, zeigte sich in einer Presseerklärung verwundert, dass so wenigen dieser rapide Rückgang der weltweiten Armut bewusst ist.

Nicht nur in dieser Hinsicht wird das Leben besser. Zuletzt gab es 2016 laut UCDP-Daten 103.000 Kriegstote. Das sind 103.000 Tote zu viel. Doch wem ist klar, dass es Anfang der 1950er-Jahre jährlich circa 5-mal so viele Kriegstote gab, Anfang der 70er Jahre noch circa 3-mal so viele und in den 80er Jahren jährlich mehr als doppelt so viele (PRIO/UCDP Datenbank)? Aufgrund der gleichzeitig gestiegenen Weltbevölkerung ist es heute weltweit um 90% unwahrscheinlicher, in kriegerischen Handlungen umzukommen als noch 1950. Doch wer macht auf diese dramatischen Verbesserungen aufmerksam?

Bezogen auf Deutschland gibt es denselben Widerspruch zwischen einer weitgehend positiven Realität und deren dramatisierter Wahrnehmung. Wem ist klar, dass es in den 70er und 80er Jahren mehr deutsche Terrortote gab als seit 2001 (Global Terrorism Database 2018)? Wer ist sich bewusst, dass die Wahrscheinlichkeit, innerhalb eines Jahres Terroropfer zu werden, selbst im vermeintlichen »Jahr des Terrors« 2016 nur 0,00003171% betrug (bei 26 Terroropfern und 82 Millionen Deutschen)?

1 www.oxfam.de/presse/pressemitteilungen/2016-09-22-99-prozent-deutschen-unterschaetzen-erfolge-armutsbekaempfung, letzter Aufruf 4. Oktober 2018.

Die gesellschaftliche Realität wird in vielerlei Hinsicht besser. Doch der soziologische Diskurs spiegelt dies nicht. Dabei geht es nicht darum, zu beschönigen. Probleme wie Klimawandel, Artensterben oder zunehmende Ungleichheit müssen klar benannt werden. Doch wenn die gesellschaftliche Wahrnehmung der Realität negativer als die Daten ist, mit denen man diese Realität messen kann, dann spricht einiges dafür, dass die Wissenschaft von der Gesellschaft ein zu negatives Bild ihres Untersuchungsgegenstands reproduziert.

Dieser negative Blick auf die Realität ist, wie schon angedeutet, kein neues Phänomen. Angefangen mit Schopenhauer, der meinte, wäre die Welt »noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen« (Schopenhauer 2008: 757), über Marx' unvermeidliche Verarmung der Arbeiterklasse (Marx, Engels 1848: 7, 18), bis hin zu Oswald Spenglers (1919: 136) Untergang des Abendlandes, zieht sich eine kulturpessimistische Sichtweise durch den soziologischen Diskurs. Doch immer wieder stand dieser historisch pessimistische Diskurs im Gegensatz zur realen Entwicklung.

In den 1960er Jahren wurden Sorgen vor Vereinsamung, Egoismus, kurz: einem Rückgang von Sozialkapital virulent (Bell 1960: 21 f.; Putnam 2000). Seitdem ist die Anzahl der Deutschen in Sportvereinen um das Fünffache angestiegen, die Vereinsdichte hat sich vervierfacht, laut SOEP-Daten engagieren sich immer mehr Menschen ehrenamtlich und laut ALLBUS-Daten haben Menschen einander noch nie so stark vertraut (Rahlf 2015).

In den 1980er Jahren beschrieb Ulrich Beck, wie »sich dem unmittelbaren menschlichen Wahrnehmungsvermögen vollständig entziehende Radioaktivität, aber auch Schad- und Giftstoffe in Luft, Wasser, Nahrungsmitteln [...] systematisch bedingte, oft irreversible Schädigungen frei[setzen]« (Beck 1986: 29). Seitdem hat sich das Waldsterben als Fehlprognose entpuppt, Todesfälle durch Feinstaubbelastung haben sich halbiert und in entwickelten Ländern hat sich ein 160 Jahre andauernder Trend fortgesetzt, bei dem die Lebenserwartung pro Jahr um circa 3 Monate ansteigt (Oeppen, Vaupel 2002; Health Effects Institute 2018).

Noch in den 1990er Jahren konnte man bei Zygmunt Bauman nachlesen: »[d]ie Lage des größeren Teils der heutigen Menschheit, [...] ist nicht nur relativ schlecht, sondern verschlimmert sich rasch und daher spürbar« (Bauman 1999: 111). Doch 20 Jahre vor dieser Aussage betrug der Anteil der Menschheit in extremer Armut über 40%. Als Baumans Publikation erschien, lag der Anteil an Menschen in extremer Armut bei 30%, mittlerweile liegt er bei den angesprochenen 10% (Worldbank 2018; Cruz et al. 2015).

In den ersten Jahren des neuen Jahrtausends beschwor Bauman »die erschreckende Vorstellung einer fremdbestimmten, glück- und schutzlosen Bevölkerung, die Mächten gegenübersteht, die sie weder kontrollieren noch ganz verstehen kann, und von denen sie überwältigt zu werden droht« (Bauman 2008: 15). Währenddessen halbierte sich in Deutschland die Selbstmordrate gegenüber den 1980er Jahren (Destatis 2018a) und laut SOEP-Daten lag und liegt die durchschnittliche Lebenszufriedenheit stabil bei 7 von 10 möglichen Punkten, wobei mittlerweile nur noch 7% aller Deutschen ihre Lebenszufriedenheit überhaupt in der unteren Hälfte der Skala verorten, wie in den meisten anderen entwickelten Ländern auch.

Hartmut Rosa erregte 2005 mit seiner Diagnose einer zeitgestressten Gesellschaft Aufmerksamkeit. Diese »zwingt Subjekte, Organisationen und Regierungen zu einer reaktiven Situativität anstelle einer gestaltenden Führung individuellen und kollektiven Lebens« (Rosa 2014: 453). Dabei werden Menschen heute angeblich »durch weitgehend unsichtbare, entpolitisierte, nicht diskutierte, untertheoretisierte und nicht artikuliert Zeitregime rigoros reguliert, beherrscht und unterdrückt« und erfahren ihr »individuelles und politisches Leben als flüchtig und richtungslos, also als Zustand rasenden Stillstands« (Rosa 2013: 65, 8). Doch innerhalb der letzten 30 Jahre verdoppelte sich die Zeit, die Väter durchschnittlich mit ihren Kindern verbringen, während Mütter heute im Schnitt circa 50% mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als Mitte der 1980er Jahre.

Warnungen vor »Armut in einem reichen Land« (Butterwegge 2016), der »Abstiegsgesellschaft« (Nachtwey 2016) und dem drohenden Zusammenbruch des Kapitalismus (Streeck 2014) gehören zum soziologischen Standarddiskurs. Doch wieso bezeichnen dann laut der letzten ALLBUS-Daten weniger als 10% der Deutschen ihre wirtschaftliche Situation als schlecht oder sehr schlecht? Und warum sehen sich nur 2% der Deutschen in den untersten 20% der Einkommensverteilung, während zuletzt 63% aller Deutschen meinten, sie erhalten »ihren gerechten Anteil an den angenehmen Dingen des Lebens« oder sogar noch mehr?

Zeitdiagnostiker sehen sich »oft in der Rolle des Propheten, dem nicht geglaubt wird« (Prisching 2018: 155). Doch dies hat vielleicht weniger damit zu tun, dass die einfache Bevölkerung die Weisheit der jeweiligen Diagnosen nicht versteht, sondern eher mit einer tatsächlichen Entwicklung, die nach allen messbaren Daten weniger apokalyptisch ist als die Zeitdiagnosen, die sie begleiten. Doch wieso weigert sich die Realität beharrlich, den pessimistischen gesellschaftswissenschaftlichen Zeitdiagnosen zu folgen? Und wie

kann es sein, dass gesellschaftliche Zeitdiagnosen sich in ihrem Pessimismus ebenso beharrlich weigern, positiven Entwicklungen Tribut zu zollen?

Außerhalb der Soziologie gibt es ja durchaus Wissenschaftler, die auf Verbesserungen aufmerksam machen. Der Psychologe Steven Pinker (2011; 2018) zeigt, wie Gewalt in fast jeder Form zurückgeht und Lebensqualität in fast jeder Hinsicht ansteigt. Die Gapminder Stiftung des verstorbenen schwedischen Arztes Hans Rosling (Rosling, Rosling Rönnlund, Rosling 2018) dokumentiert, wie Menschen weltweite Entwicklungen in fast jeder Hinsicht negativer beurteilen, als die dahinterstehenden Daten erklären können. Webseiten wie ourworldindata.org von Max Roser bieten mittlerweile umfangreiche Datensammlungen zu fast allen Aspekten von Lebensqualität. Doch wieso sind diese Forscher nicht Teil des soziologischen Mainstreams, sondern bestenfalls an dessen Rändern zu finden?

Warum gibt es das Problem?

Vier Gründe scheinen mir zu erklären, warum gerade die Soziologie eine besonders negative Sicht auf die Welt pflegt. Erstens ist durch eine Innen- und Außenwahrnehmung der Soziologie als Krisenwissenschaft denkbar, dass Soziologinnen und Soziologen sich in einem pessimistischen Überbietungswettbewerb befinden. Dem Sozialkritiker John Kenneth Galbraith wird der Satz zugeschrieben: »Wir sind uns alle einig, dass Pessimismus ein Zeichen überlegenen Intellekts ist.« Und tatsächlich hat möglicherweise derjenige am meisten Erfolg, der die Untergangsklavatur besonders virtuos bedient. Wäre Weber heute derselbe Klassiker, wenn er den protestantischen Asketismus als unproblematisch dargestellt hätte? Würden wir uns heute genauso für Marx interessieren, wenn er sich des Untergangs des Kapitalismus weniger sicher gewesen wäre? Hätte Ulrich Beck genauso viel Erfolg gehabt, wenn er von einer mehr oder weniger sicheren Welt berichtet hätte? Hätten kontemporäre Kapitalismuskritiker dasselbe Erregungspotenzial, wenn sie berichten würden, dass die meisten Menschen mit ihrer wirtschaftlichen Situation zufrieden sind? Empirische Untersuchungen zeigen jedenfalls, dass die Resonanz auf Zeitdiagnosen umso größer ausfällt, je sicherer der Wahrsager und je apokalyptischer dessen Diagnose (Tetlock 2005). Vielleicht trifft dasselbe auf Wissenschaft zu. Oder ist ein Drittmittelantrag ge-

nauso erfolgreich, wenn ihm das Versprechen fehlt, ein neues Krisenphänomen zu diagnostizieren? Wird ein Paper ebenso oft zitiert, wenn es auf einen erfreulichen Umstand hinweist? Wir erwarten von keinem Journalisten, dass er berichtet, wie Flugzeuge sicher landen, Häuser nicht in Flammen aufgehen und Kriege nicht ausbrechen. Ebenso erwarten wir möglicherweise von Soziologen nicht, dass sie uns über erfreuliche Veränderungen aufklären, sondern dass sie uns von Krisen statt von Normalität berichten. Wir würden dann an Soziologen einen Anspruch stellen, der auch schon im Journalismus eine zu negative Sichtweise auf die Realität bedingt.

Neben einem Überbietungswettbewerb, in dem Soziologen sich als »Krisenwissenschaftler« befinden könnten, ist zweitens denkbar, dass Gesellschaftswissenschaftler zunehmend Probleme als Krise diagnostizieren, die früher als gesellschaftliche Normalität galten. Geschlechterungleichheit ist mittlerweile eines der großen soziologischen Themen. Doch wer reflektiert, warum heute ein (unbereinigter) Gender Pay Gap von etwas über 20% ein enormes Forschungsfeld motiviert, während derselbe Gender Pay Gap noch Mitte der 1950er Jahre bei circa 80% und selbst 1990 bei circa 40% lag, ohne entsprechende Debatten auszulösen (Destatis 2018b)? Sich neuer Probleme anzunehmen, ist ohne Frage eine sinnvolle wissenschaftliche Herangehensweise. Doch problematisch ist, wenn das zunehmende Problembewusstsein für gesellschaftliche Entwicklungen als Verschlechterung der Welt interpretiert wird. Ein kürzlich in Science erschienenes Experiment zeigt, wie Verbesserungen zu einem zunehmenden Problembewusstsein führen können und damit unsichtbar werden. In diesem Experiment wurden den Probanden mit unterschiedlicher Häufigkeit einschüchternde Gesichter gezeigt. Je öfter Gesichter einschüchternd aussahen, desto öfter stuften Probanden diese auch als einschüchternd ein. In einem zweiten Durchgang wurden jedoch generell weniger einschüchternde Gesichter gezeigt. Probanden nahmen nun tatsächlich auch seltener einschüchternde Gesichter wahr, aber nicht im dem Maße, wie diese tatsächlich seltener gezeigt wurden. Denn je weniger einschüchternde Gesichter gezeigt wurden, umso eher nahmen Probanden auch jene Gesichter als einschüchternd wahr, die ihnen im ersten Durchgang noch harmlos vorkamen. Auch wurden Probanden gebeten einzustufen, ob Forschungsprojekte unethisch seien. Und auch hier zeigte sich: je seltener Probanden tatsächlich unethische Forschungsprojekte zu begutachten hatten, desto eher stuften sie auch jene Forschungsprojekte als unethisch ein, die ihnen vorher noch als unbedenklich erschienen waren.

Die Forscher nennen diesen Effekt prävalenzinduzierten Konzeptwandel: je positiver unser Umfeld, umso eher sehen wir auch dort Probleme, wo wir vorher noch keine gesehen haben (Levari et al. 2018). Je weniger Probleme es gibt, umso eher neigen wir demnach dazu, auch dort Ausbeutung, Gewalt und Ungerechtigkeit zu sehen, wo wir vorher nur gesellschaftliche Normalität diagnostizierten. Prinzipiell spricht nichts dagegen, sich neuen Problemen zu widmen, wenn vorherige beseitigt sind. Problematisch ist es jedoch, wenn dies mit einer Zunahme von Krisen verwechselt wird. Was fehlt, ist deswegen eine Krisendiagnose der Krisendiagnosen. So kommt zwar der Begriff »Krise« in immer mehr soziologischen Publikationen vor (Preunkert 2011: 433). Unklar bleibt dabei jedoch, ob zunehmend etwas als Krise diagnostiziert wird, was vorher einfach als gesellschaftliche Realität angesehen wurde. In diesem Fall würde nicht die Welt krisenhafter, sondern Gesellschaftswissenschaftler würden sensibler. Doch wie Oliver Dimbath zeigt, ist bisher »noch nicht versucht worden, soziologische Zeit- und Gegenwartsdiagnosen [...] systematisch hinsichtlich ihrer Prognostizität sowie der aus ihrem bisweilen anzutreffenden Alarmismus ableitbaren Szenarien und Visionen zu befragen« (2016: 313). Wir wissen also nicht, ob wir zunehmend sensibler oder die Welt immer schlechter wird und wir wissen nicht einmal, ob wir mit unseren Krisendiagnosen zunehmend falsch liegen.

Drittens besteht die Möglichkeit, dass ein großer Teil der gesellschaftlichen Krisendiagnosen auf dem ernsthaften Bemühen basiert, die Gesellschaft zu verbessern. Wer Verdienstmöglichkeiten oder Prestige sucht, denkt in aller Regel nicht unmittelbar an ein Studium der Sozialwissenschaften. Studierendenumfragen zeigen vielmehr eine beträchtliche Motivation von Studierenden, die Gesellschaft zu verbessern. Doch die Nachricht, dass vieles sowieso besser wird, scheint dieser Motivation Steine in den Weg zu legen. Die Botschaft, dass alles schlechter wird, passt hingegen besser zu jungen Menschen, die etwas zum Besseren wenden wollen, und wird möglicherweise auch deshalb gerne verbreitet. Doch dies kann einen Prozess gegenseitiger Ansteckung befeuern, welcher zu einem soziologischen Paralleldiskurs führt, der selbst dort Krisen und Verschlechterungen diagnostiziert, wo Daten in Wirklichkeit auf eine Verbesserung hinweisen. Nichts spricht dagegen, weiterhin Missstände und Probleme aufzudecken. Problematisch wird dies allerdings, wenn eine eigentlich sinnvolle Motivation, die Gesellschaft zu verbessern, zu einer Nachfrage und einem Angebot an schlechten Nachrichten führt, welches durch reale Entwicklungen nicht mehr erklärbar ist.

Viertens gibt es in der Soziologie eine ehrwürdige Tradition, die eindrucksvoll gezeigt hat, wie beispielsweise Geschlecht, Berichterstattung und die Wahrnehmung der Realität an sich gesellschaftlich konstruiert sind (Butler 1995; Luhmann 1996; Berger, Luckmann 1966). Tatsächlich ist fraglich, inwiefern hochaggregierte Zahlen zu landes- oder gar weltweiter Gewalt, Ungerechtigkeit, Gesundheit und Lebensqualität genauso viel verdecken wie enthüllen. Doch wenn radikalkonstruktivistische Argumente den Verweis auf reale Verbesserungen als Zahlengläubigkeit abtun oder gar als Ausweis einer falschen, weil affirmativen statt kritischen Haltung, dann stehen sie dem Erkenntnisgewinn im Wege und richten damit selbst Schaden an.

Wenn beispielsweise der Umstand, dass Arbeiter sich nicht ausgebeutet fühlen, mit dem Verweis auf deren falsches Bewusstsein abgetan wird (Adorno, Dirks 1956: 168), so hilft dies nicht unbedingt, etwas über die tatsächliche Lage der Arbeiterklasse in Erfahrung zu bringen. Wenn Wissenschaft nicht mehr als Suche nach Wahrheit, sondern als Produkt moralischer und politischer Überlegungen und einer spezifisch okzidentalen Perspektive gesehen wird (Lyotard 1984: 8), dann wird es unmöglich, über richtig oder falsch auf der Basis von Daten zu entscheiden. Wenn Literaturwissenschaftlerinnen äußern, in Deutschland sei »seit den Zwanzigerjahren in Sachen Gleichberechtigung nicht viel passiert« (Vinken 2001: 1), so verhüllt dies mehr über den Gender Pay Gap als es offenlegt. Und wenn unterstellt wird, Menschen seien gerade dann rassistisch, wenn sie dies von sich weisen (DiAngelo 2018), so mag das zwar im Einzelfall zutreffen; es ist aber auch eine Theorie, die sich gegen ihre eigene Widerlegung immunisiert und sich damit jenseits eines wissenschaftlichen Diskurses positioniert. Die zentrale Aussage des Postmodernismus ist, dass es keine objektive Rekonstruktion basierend auf empirischer Evidenz geben kann (Butler 2002: 33). So richtig dies in vielen Bereichen sein mag, so führt es doch auch dazu, dass jeder Versuch, auf reale Verbesserung hinzuweisen, nur als individuelle Konstruktion einer in Wahrheit nicht beobachtbaren Realität angesehen werden kann.

Was kann man gegen das Problem tun?

Basierend auf diesen vier Diagnosen – so sie denn zutreffen – bieten sich vier Maßnahmen an. Bei einem Wettbewerb, in dem eine Zeitdiagnose den Pessimismus der nächsten zu übertreffen versucht, wäre es wichtig, dass

empirisch arbeitende Soziologinnen und Soziologen nicht weiterhin mit immer anspruchsvolleren Methoden immer spezialisierte Fragen beantworten, sondern auch vor der Überprüfung großer Zeitdiagnosen nicht zurückschrecken. Beispiele dafür gibt es durchaus; so hat Becks Diagnose einer Gesellschaft »Jenseits von Stand und Klasse« (1983) zu einer umfangreichen und fruchtbaren empirischen Überprüfung geführt.² Doch in Bezug auf so umfangreiche Krisendiagnosen wie weltweite Armut, Krieg und Lebensstandard ist dies bisher kaum der Fall. Ein Grund ist, dass langfristige Zeitreihendaten zu solchen Makrotrends bisher nicht verfügbar waren. Dies hat sich in den letzten Jahren geändert. Die UCDP/PRIO Datenbank zu Kriegstoten, die Maddison Project Database zu langfristigem Wirtschaftswachstum, sowie bis in das 19. Jahrhundert zurückgehende Zeitreihendaten zu Ungleichheit und Lebensqualität erlauben nun einen Vergleich gesellschaftlichen Wandels, der vor 10 oder 20 Jahren noch unmöglich war.³ Damit wird in gewisser Weise ein Traum der Soziologie wahr, wenn man die Daten denn nutzt.

Gegenüber einem prävalenzinduzierten Konzeptwandel, der bei zurückgehenden Problemen immer neue gesellschaftliche Tatbestände als Krisen identifiziert, kann diese historische Herangehensweise ebenfalls hilfreich sein. Mit weit in die Vergangenheit zurückreichenden Zeitreihendaten kann mittlerweile festgestellt werden, ob es tatsächlich zu einer Zunahme der Zahl der Kriegstoten, einer Verringerung von Sozialkapital, mehr Kriminalität, Umweltverschmutzung, Hunger und Armut gekommen ist oder ob der Eindruck, all diese Indikatoren verschlechterten sich, vielmehr einer wachsenden Sensibilität der Beobachter geschuldet ist, so dass wir heute öfter von Krisen reden, während das Leben in vielerlei Hinsicht besser wird.

Gegenüber der dritten Diagnose von einer Gesellschaftswissenschaft als Aktivismus kann eine Rückbesinnung auf Max Webers grundlegende Trennung nützlich sein, wonach Äußerungen als Privatperson von Äußerungen zu unterscheiden sind, die für sich die Weihung wissenschaftlicher Güte beanspruchen. Die hohe intrinsische Motivation vieler Gesellschaftswissenschaftlerinnen und Gesellschaftswissenschaftler, auf Probleme hinzuweisen, ist ohne Frage ein Vorteil. Doch wenn der Wille, die Gesellschaft zu verbessern, den Blick auf die Gesellschaft trübt, dann kann er auch selbst zum Problem werden.

2 Vgl. beispielsweise die Aufsätze in Berger, Hitzler (2010) und Geißler (2009).

3 Vgl. unter anderem die Datensätze in Rahlf (2015); Bolt, van Zanden (2014); van Zanden et al. (2014) oder Piketty (2014).

Gegenüber der vierten Diagnose, wonach Teile der Soziologie den Konstruktivismus auch dort anwenden, wo er wenig verloren hat, wäre eine Debatte hilfreich, die klärt, wann der Konstruktivismus nützlich ist. Ich würde die Hypothese aufstellen, dies ist der Fall, wenn es um gesellschaftliche Zuschreibungen geht. Niemand bezweifelt, dass Geschlechterrollen, die Definition von Krieg, der Stellenwert von Kindern oder das Verständnis von Armut gesellschaftlichem Wandel unterworfen und insofern gesellschaftlich konstruiert sind. Aber diese Perspektive muss nicht dazu führen, einen Rückgang des Gender Pay Gaps, der Kriegstoten, der Kindersterblichkeit oder der weltweiten extremen Armut für weniger real zu halten.

All dies bedeutet nicht, dass die Soziologie sich ihr professionelles Selbstverständnis als Krisendiagnostikerin nehmen lassen sollte. Ganz im Gegenteil ist dieses Selbstverständnis nach meinem Dafürhalten einer ihrer größten Vorteile. Es spricht nichts dagegen, auf die Löcher im Käse hinzuweisen. Die Gefahr ist jedoch, aus Fixierung auf die Löcher den Käse nicht mehr zu sehen.

Literatur

- Adorno, T., Dirks, W. 1956: Soziologische Exkurse. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Bauman, Z. 1999: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. 2008: Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, U. 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In R. Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen: Schwartz, 35–74.
- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bell, D. 1960: The End of Ideology. Glencoe, IL: Free Press.
- Berger, P.A., Hitzler, R. (Hg.) 2010: Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »Jenseits von Stand und Klasse? Wiesbaden: VS.
- Berger, P.L., Luckmann, T. 1966: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (Conditio humana). Frankfurt am Main: Fischer.
- Bolt, J., van Zanden, J.L. 2014: The Maddison Project: Collaborative Research on Historical National Accounts. *The Economic History Review*, 67. Jg., Heft 3, 627–651.

- Butler, J. 1995: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, C. 2002: Postmodernism: A Very Short Introduction. Oxford: Oxford University Press.
- Butterwegge, C. 2016: Armut in einem reichen Land: Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. 4. aktualisierte Auflage. Frankfurt am Main: Campus.
- Cruz, M., Foster, J., Quillin, B., Schellekens, P. 2015: Ending Extreme Poverty and Sharing Prosperity: Progress and Policies. Policy Research Note 03/15, Washington: World Bank.
- Destatis 2018a: Todesursachen. www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Todesursachen/Todesursachen.html
- Destatis 2018b: Durchschnittliche Bruttomonatsverdienste. www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VerdiensteArbeitskosten/VerdiensteVerdienstunterschiede/Tabellen/Bruttomonatsverdienste.html
- DiAngelo, R. 2018: White Fragility: Why It's So Hard for White People to Talk about Racism. Boston, MA: Beacon Press.
- Dimbath, O. 2016: Soziologische Zeitdiagnostik. Generation – Gesellschaft – Prozess. Paderborn: UTB.
- Durkheim, É. 1999 [1902]: Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geißler, R. 2009: Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In H. Solga, J. Powell, P.A. Berger (Hg.), Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main, New York: Campus, 239–248.
- GTD 2018: Global Terrorism Database, <http://www.start-dev.umd.edu/gtd/>, letzter Aufruf 20. November 2018.
- Gray, J. 2004: An Illusion with a Future. Daedalus, Bd. 133, Heft 3, 10–17.
- Health Effects Institute 2018: State of Global Air Database. www.stateofglobalair.org/data/#/health/plo, letzter Aufruf 20. November 2018.
- Lampert, M., Papadongonas P. 2016: Glocalities. Think Global, Act Local. Amsterdam: Motivaction International B.V.
- Levari, D.E., Gilbert, D.T., Wilson, T.D, Sievers, B., Amodio, D.M., Wheatley, T. 2018: Prevalence-induced concept change in human judgment. Science, Bd. 360, Ausgabe 6396, 1465–1467.
- Luhmann, N. 1996: Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lyotard, J. 1984: The Postmodern Condition: A Report on Knowledge, Theory and history of literature. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Marx, K. 1966 [1867]: Das Kapital. Band 1, Achstes Kapitel: »Der Arbeitstag«. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, K., Engels F. 1848: Manifest der Kommunistischen Partei. London: Office der »Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter«.
- Nachtwey, O. 2016: Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin: Suhrkamp.

- Oeppen, J., Vaupel J.W. 2002: Broken Limits to Life Expectancy. Science, Band 296, Ausgabe 5570, 1029–1031.
- Piketty, T. 2014: Capital in the Twenty-First Century. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Pinker, S. 2011: The Better Angels of Our Nature: Why Violence Has Declined. New York: Viking.
- Pinker, S. 2018: Enlightenment Now: The Case for Reason, Science, Humanism, and Progress. New York: Penguin.
- Preunkert, J. 2011: Die Krise in der Soziologie. Soziologie, 40. Jg., Heft 4, 432–442.
- Prisching, M. 2018: Zeitdiagnose. Methoden, Modelle, Motive. Weinheim: Beltz Juventa.
- Putnam, R.D. 2000: Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon & Schuster.
- Rahlf, T. 2015: Zeitreihendatensatz für Deutschland, 1834–2012. ZA8603 Datenfile, Köln: GESIS Datenarchiv.
- Rosa, H. 2013: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. 2014 [2005]: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosling, H., Rosling Rönnlund, A., Rosling, O. 2018: Factfulness: Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Kindle Edition. Berlin: Ullstein.
- Schopenhauer, A. 2008 [1819]: Die Welt als Wille und Vorstellung. Gesamtausgabe in zwei Bänden nach der Edition von Arthur Hübscher, mit einem Nachwort von Heinz Gerd Ingenkamp. Band 2. Reclam: Stuttgart.
- Spengler, O. 1919: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit. München: Beck.
- Streeck, W. 2014: How Will Capitalism End? New Left Review, Bd. 87, 35–64.
- Tetlock, P.E. 2005: Expert Political Judgment: How Good Is It? How Can We Know? Princeton: Princeton University Press.
- van Zanden, J.L., Baten, J., Mira d'Ercole, M., Rijpma, A., Smith, C., Timmer, M. (Hg.) 2014: How was Life? Global Well-being since 1820. Paris: OECD.
- Vinken, B. 2001: Die deutsche Mutter: Der lange Schatten eines Mythos. Frankfurt am Main: Fischer.
- Weber, M. 1995 [1904]: Schriften zur Soziologie. Ditzingen: Reclam.
- Worldbank 2018: World Development Indicators. Washington: Worldbank.
- Zima, P.V. 2010: Modern/Postmodern: Society, Philosophy, Literature. London: Continuum.